

Die Nachwendezeit in der ostdeutschen Erinnerungskultur: Widersprüchliche Umbruchserfahrungen als „Heimatverlust“?

In jüngster Zeit haben fortbestehende Differenzen zwischen Ost und West wieder vermehrte Aufmerksamkeit erfahren: Sowohl spektakuläre Wahlerfolge der AfD als auch das Heranrücken des dreißigjährigen Jubiläums haben den medienöffentlichen Blick wieder auf fortbestehende Konflikt- und Kontrastzonen gelenkt. Die – oftmals von einiger Hysterie befeuerte – Suche nach möglichen „Ursachen“ für ein Misslingen der immer wieder vielbeschworenen „Inneren Einheit“ setzt dabei an zwei wesentlichen Achsen an: Während auf der einen Seite die langfristigen gesellschaftlichen bzw. mentalen Prägewirkungen der „SED-Diktatur“ vor 1990 betont werden, rücken andererseits die einschneidenden Erfahrungen der „neoliberalen“ Umbruchszeit nach 1990 verstärkt ins Blickfeld. „Diktaturprägung“ und „Transformationserfahrung“ werden dabei in Politik und Öffentlichkeit oft als Gegensatzpaar verstanden und sind dementsprechend stark geschichtspolitisch aufgeladen. Verhandelt wird dabei nicht zuletzt die moralische Frage, wer denn eigentlich „Schuld“ trage für die fortbestehenden Ost-West-Spannungen: die realsozialistischen Bürokraten des SED-Regimes, ihre fatale Misswirtschaft sowie ihr ausgebauter Propaganda- und Repressionsapparat – oder aber die „neoliberalen“ West-Experten, unter deren Ägide nach 1990 eine „neokoloniale Abwicklung“ sowie ungebremste „Unterwerfung“ des Ostens betrieben worden sei.

Diese Frontstellung erscheint bei näherer Betrachtung künstlich. Dieser Beitrag will, am aktuellen Beispiel erinnerungskultureller Bezüge zu den Umbrüchen in Wirtschaft und Arbeitswelt, konkret aufzeigen, wie eng gerade in individueller Perspektive DDR- und Nachwende-Erfahrungen miteinander verschaltet sind und wie widersprüchlich diese retrospektiven Deutungen ausfallen können. Gerade die planwirtschaftlichen Kombinate als soziokulturelle Kristallisationskerne einer „arbeiterlichen Gesellschaft“ (W. Engler) sowie deren umfassende marktwirtschaftliche, oft mit Massenentlassungen und Schließungen einhergehende Umgestaltung nach 1990 erweist sich als zentrale erinnerungskulturelles Referenz- und Streitobjekt. Die Zäsur von 1989/90 erscheint durchaus als Wendepunkt, der perspektivisch aber um seine Vor- und Nachgeschichten ergänzt wird. Gerade für zahlreiche Ostdeutsche der Erlebnisgenerationen verknüpfen sich bis in die Gegenwart ungemein widersprüchliche Deutungen und Wahrnehmungen: entsprechende Auf-, Um-, und Abbruchsnarrative existieren oft unvermittelt nebeneinander.

Am Beispiel erinnerungskultureller Bezüge zum krisenhaften Wirtschaftsumbau durch die Treuhandanstalt soll empirisch gezeigt werden, wie individuelle Erfolgs- und Wandlungsgeschichten bruchlos mit kollektiven Verlust- und Unterwerfungsgeschichten verknüpft werden können. Positive Freiheitsgewinne oder berufliche Fortschritte auf *individueller* Ebene werden so mit *kollektiven* Verlusterfahrungen in einer sich vermeintlich nach 1990 ausbreitenden kapitalistischen „Ellenbogengesellschaft“ verknüpft. Ob dieses widersprüchliche Erfahrungsspektrum auf eine Art ostdeutschen Identitäts- bzw. „Heimatverlust“ hindeutet, soll in diesem Beitrag kritisch diskutiert werden.